

Identität und Identitätspolitik. Ein transdisziplinäres Gespräch

Anastas Odermatt: Starten wir mit den unterschiedlichen Perspektiven, die wir in unseren Beiträgen auf Identität und Identitätspolitik werfen, und wie wir uns unterscheiden. In unserem Beitrag nehmen wir eine sozialwissenschaftliche und -psychologische Perspektive ein und untersuchen aus diesem Blickwinkel soziale Identitäten. Dabei setzen wir theoretisch beim Symbolischen Interaktionismus an, gehen auf die Ebene des Individuums und fragen nach der Entwicklung und Wichtigkeit unterschiedlicher, in unserem Fall insbesondere auch religiöser sozialer Identitäten.

David Atwood: Ja, das wird gut sichtbar. In meinem Beitrag nehme ich eine kulturwissenschaftliche und psychoanalytische Perspektive ein. Dabei schaue ich auf die Diskursebene und versuche herauszufinden, wie Zuschreibungen von kulturellen Identitäten funktionieren. Das ist sicherlich ein anderer Blick. Zentral für Identität, gerade auch im religiösen Bereich, ist, dass Zuschreibungen wie zum Beispiel „Christ“ oder „Muslim“ diskursiv meist sehr exklusiv wirken. Das hat auch mit unserem Religionsrecht und mit der rechtlich zugrunde liegenden Körperschaftsstruktur zu tun. Der Körperschaftsstatus kommt aus dem römischen Recht und lässt sich nicht so schnell umstoßen. Wichtig ist hier die Erkenntnis, dass die meisten Religionszuschreibungen auf der Idee der Körperschaft aufbauen und religiöse Praxis oder Identität jenseits institutioneller Formen zwar denkbar, aber kaum rechtlich handhabbar ist. Das ist schon bemerkenswert. Mein zweites Argument ist, dass wir es bei Identitätskonstruktionen immer auch stark mit exkludierenden Zuschreibungen zu tun haben. Und es ist diese Abgrenzung, die wichtig ist: Ich bin nicht das, was die anderen sind (oder umgekehrt). Das ist das Zentrale. Durch die Abgrenzung schreiben wir uns selbst Identität zu. Gleichzeitig identifiziert uns kein Signifikant komplett – das ist das, was ich mit der einen Geschichte im Beitrag zeigen wollte. Gleichzeitig sind wir nie nur Frau oder Mann, nie nur Weiß oder Nicht-Weiß oder was auch immer. Also alle solche Einheiten und Kategori-

* Universität Zürich

** Universität Luzern

en erfassen uns nicht komplett. Wir sind immer mehr, was dann in der Identität der Person zusammengefasst werden muss. Eben: kein Signifikant erfasst uns komplett.

Antonius Liedhegener: Ich sehe den Punkt hinsichtlich des Körperschaftsstatus. Wir müssen uns tatsächlich bewusst sein, dass gerade nach dem konfessionellen Zeitalter insbesondere Religion in dieser Art und Weise funktionierte. Dieses römische Körperschaftsrecht war das einzige Recht, was zu Verfügung stand, und anwendbar war. Gemäß dem Westfälischen Frieden gehörte jemand einer entsprechenden Religion an und wenn nicht, musste diese Person – bzw. meist die ganze Familie – faktisch auswandern. Das war aber eigentlich keine Option, da dann das ganze Hab und Gut zurückgelassen werden musste. Für die allermeisten kam das dem Verlust der Lebensgrundlage gleich. Diese starke exklusive Aufladung der religiösen Zugehörigkeit hat dafür gesorgt, dass jede und jeder ganz genau wusste, wo sie oder er in dieser Frage hingehört. Rückblickend ist das ein Lehrstück zur Wirkung von Identitätspolitik. Der Konfessionalismus und seine massiven Folgen bis hin zu den Kulturkämpfen und Milieubildungen im 19. und 20. Jahrhundert zeigen, was passiert, wenn einzelne soziale Identitäten emotional so stark aufgeladen werden, dass es an ihnen kein Vorbeikommen gibt. Ob der Körperschaftsstatus heute noch *den* Stellenwert für die Religionsdefinition hat, wage ich zu bezweifeln. Die Tradition der Religionsfreiheit als Menschenrecht setzt jedenfalls anders an.

Anastas Odermatt: Es ist ja die stark exklusive und exkludierende Aufladung, die in der kulturwissenschaftlich psychoanalytischen Tradition kritisiert wurde: Ausgangspunkt ist das Argument, dass jegliche Identität bzw. jeglicher Signifikant uns nie komplett erfasst. Dieses Argument wird in dieser Tradition sehr stark gemacht. Dahinter steckt auch die Kritik an der essentialistischen Idee, dass bestimmte ethnische bzw. Volksidentitäten eine Person vollends ausmachen würden und diese auch nicht veränderbar seien. Dieser Kritik würde ich zustimmen. Gerade in unserer empirischen Forschung sehen wir, dass sich niemand mit nur einer sozialen Identität identifiziert, sondern es stets eine Mehrzahl von sozialen Identitäten sind, die für einen Menschen je nach Situation auch unterschiedlich stark wichtig sind. Und diese unterschiedlichen sozialen bzw. kulturellen Identitäten müssen auf Ebene des konkreten Individuums dann auch zusammengebracht werden. Hier ist intensive Identitätsarbeit gefordert, gerade in stark individualisierten Gesellschaften.

Ich frage mich aber, wie das mit dem Argument von der Auflösung des Subjekts zusammenpasst. Dieses Argument ist ja ebenfalls wichtig in der

kulturwissenschaftlich psychoanalytischen Tradition. Unser Einwand ist: Ein Individuum muss schon ein zumindest annähernd kohärentes Selbstbild besitzen. Wenn jemand sich selbst regelmäßig nicht mehr als Subjekt wahrnimmt und dann auch stark unterschiedliche Handlungsmuster aufweist, dann geht das eher in Richtung einer klinisch-krankhaften Persönlichkeit. Aus der Sicht der empirischen Forschung fällt es schwer, der Idee der Auflösung des Subjekts oder die Entstehung hybrider Persönlichkeiten in der Realität eine Bedeutung oder gar einen wünschenswerten Wert für die Gesellschaft zuzuschreiben.

David Atwood: Sprichst Du hier die These innerhalb der (insbesondere postkolonialen) Identitätsforschung an, der zufolge Identität fluide ist, wie es etwa Stuart Hall stark gemacht hat?

Anastas Odermatt: Ja, genau.

David Atwood: Das wäre für mich durchaus Teil der kulturwissenschaftlichen Identitätsdiskussion, allerdings ohne die psychoanalytische Perspektive, denn ich glaube, kein Psychoanalytiker würde von der Auflösung des Subjekts sprechen, es sei denn im klinischen Sinne etwa einer Schizophrenie oder anderen Psychose. Um aber dein Argument aufzunehmen: die von Hall und anderen Kulturtheoretiker:innen hervorgehobene Fluidisierung von Identität bringt m.E. schon einen wichtigen Punkt vor, nämlich die in der Spätmoderne nicht mehr vorhandene Zentrierung von Identität. Dabei müssen wir einerseits darauf achten, dass wir nicht davon ausgehen, in der Vor- oder Frühmoderne der Illusion von immer kohärenten und einheitlichen Identitäten aufzusitzen, andererseits meint De-zentrierung nicht, dass es keine kohärenten Selbstbilder mehr gibt. Das Argument beinhaltet eine sowohl theoretische als auch historische Aussage. Auf der theoretischen Ebene ist Identität kulturwissenschaftlich gedacht (wobei diese Formulierung selbst schon eine simplifizierende und essentialistische Identitätszuschreibung ist) eine Identifikationsarbeit, bei der Menschen immer im Austausch mit anderen stehen und entsprechend ihre Identität nuancieren. Historisch betrachtet könnte 'fluide Identität' vielleicht als eine durch den Verlust monopolisierender Sinnsysteme wie Kirchen oder Weltanschauungsgemeinschaften geschaffene Ambivalenz zwischen der Schließung (der eindeutigen Identifizierung) und der Differenz (je nach Adressaten) beschrieben werden.

Antonius Liedhegener: Ich möchte das gerne noch einmal aufgreifen. Also die Beobachtung, dass sich Menschen in unterschiedlichen Kontexten und Situationen unterschiedlich verhalten und entsprechende Identitätsar-

beit leisten. Die klassische Soziologie antwortet hier mit der Unterscheidung zwischen Rolle und Subjekt. Rollen führen dazu, dass Verhaltenserwartungen sowohl beim Subjekt als auch bei seinem Gegenüber vorhanden sind. Und durch diese Erwartungen werden das jeweilige Verhalten und entsprechende Ansichten mitbestimmt. Rollenerwartungen stabilisieren unseren Alltag bzw. das Soziale. Wir trennen aber auch zwischen Rolle und Subjekt bzw. Person. Rollen sind ja nicht lauter verschiedene, unverbundene Identitäten, die isoliert voneinander auftauchen, sondern es geht um ein und dieselbe Person in unterschiedlichen Kontexten. Gerhard Volker formuliert dieses Personsein in seinem Buch „Öffentlichkeit – die politische Form des Bewusstseins“ folgendermaßen: „ohne die Fähigkeit zum Rückzug in sich selbst, ohne die individuelle Differenz, ohne das Vertrauen auf den abweichenden eigenen Eindruck oder die Überzeugung vom Irrtum der anderen, könnte es kein Bewusstsein der Freiheit, keinen Eigensinn, kein gewolltes und behauptetes individuelles Dasein geben, von Religion, Kunst, Wissenschaft oder Technik, ganz zu schweigen. Kein politisches Amt ließe sich ausfüllen ohne den bewussten Einsatz der wahrgenommenen Rolle, die eine subjektive Sicht auf die politische Realität einschließt.“ Man könnte sagen, die Idee und die Erfahrung des Personseins ermöglicht erst unsere Form des Zusammenlebens. Das Selbstverständnis der Menschen und die politische Öffentlichkeit und die freiheitliche Demokratie gehören zusammen.

Anastas Odermatt: Kommen wir zur Frage, welche Gemeinsamkeiten wir bei unserem Umgang mit dem Thema Identität und Identitätspolitik ausmachen können. Mein Eindruck ist, dass es in beiden Beiträgen um die Frage geht, wie Ausschlüsse aufgrund von Identität funktionieren bzw. entstehen. Bei dir, David, geht es um die Signifikanten und deren Wirkung. Bei uns zeigen sich die Folgen anhand der Kategorisierungsmechanismen. Sie sind im Rahmen des Symbolischen Interaktionismus zentral. Insofern hängen Signifikanten und diese Kategorisierung in der Sache zusammen: Signifikanten bestimmen den Denkraum für mögliche Kategorien, die ein Individuum zu Verfügung hat, um andere zu kategorisieren. Trifft es das?

David Atwood: Das trifft es sehr gut. Alle Kategorien – sämtliche Klassifikationsbegriffe, die wir zur Verfügung haben, sind ja Signifikanten, ob wir diese nun auf der Ebene unserer je eigenen Identitätszuschreibung verwenden oder auf der Ebene wissenschaftlicher Forschungstätigkeit. In diesem Sinne wäre vielleicht Lacans Aussage zu verstehen, dass es keine Metasprache gibt. Wir sind immer verwickelt in die Kategorien, mit denen wir uns selbst beschreiben.

Anastas Odermatt: Eine weitere Gemeinsamkeit hätte ich im Umgang mit Identitätspolitik gesehen. Im Rahmen von Identitätspolitik wird nämlich eine bestimmte soziale bzw. kulturelle Identität häufig mittels Ausgrenzung emotional stark aufgeladen und so mit politischen Forderungen verknüpft, dass diese unhintergebar und nicht verhandelbar werden. Damit wird Kompromissfindung in einem liberalen demokratischen Diskursraum ausgeschlossen und dann faktisch auch in demokratischen Prozessen sehr schwer oder gar unmöglich.

David Atwood: Ja, hier hängen Diskurs und Politik genau so zusammen. Konkret zeigt es sich beispielsweise bei jeglicher Form von starker nationalistischer Identitätspolitik. Politiken, die in diese Richtung gehen, versuchen, eine bestimmte Identität essentialistisch aufzuladen, als einzig „wahr“ zu positionieren und damit zu bestimmen, wer jemand ist und wozu er oder sie gehört bzw. gehören kann. Das ist starke Identitätspolitik. Sie läuft der Vielfalt unserer Gesellschaft zuwider. Die Zivilgesellschaft könnte und sollte dem eine Form schwacher oder liberaler Identitätspolitik entgegenhalten. Eine schwache Identitätspolitik, mit der klar wird, dass nicht irgendein bestimmter Signifikant oder Leitbegriff uns alle zwingend komplett ausmacht. Aber trotzdem dürfen diese Signifikanten Wirkung haben und auch politisch stattfinden, etwa wenn Minderheiten ihr Recht erstreiten. In diesem Sinne ist Identitätspolitik nicht nur schlecht, es gibt auch plurale, emanzipatorische Identitätspolitik. Hier würde ich das von vielen frühen Identitätsforscher:innen und -aktivist:innen hochgehaltene Argument des strategischen, partikularistischen Essentialismus als eine emanzipatorische Geste betonen. Die gerade genannte ‚schwache Identitätspolitik‘ ist und war ja schon immer in einem gewissen Sinne partikularistisch, denn es ging häufig darum, unterdrückte Identitätsaspekte zu berücksichtigen. Dieses Eintreten für bestimmte partikuläre Identitäten kann natürlich auch wieder hegemonial von den Ansprüchen her sein, wie es gewisse heutige Tendenzen zum Teil aufweisen (etwa, wenn bestimmte Gruppen in eine sogenannte Opferkonkurrenz gebracht werden). Aber das muss nicht sein.

Antonius Liedhegener: Identitäten und Identitätspolitiken weisen offenkundig eine gewisse Ambivalenz auf. Es braucht sie, aber sie haben auch ihre negative Seite. Wenn man sich die Theorie anschaut, stellt sich die Frage, wann exkludierende Abgrenzungsmechanismen, wie wir sie im Rahmen von Identitätspolitik antreffen, dominieren und wann nicht. Wichtig ist sicherlich die Erfahrung der Selbstwirksamkeit und ein positives Selbstbild. Je weniger ein Mensch aus sich selbst heraus ein positives Selbstbild entwickelt, umso eher greifen die Gruppendynamiken des sozialen Mit-

und vor allem Gegeneinanders. Wer ein schwaches Selbstbild hat, sucht die Aufwertung der eigenen Person in Gruppen und Gruppenidentitäten. Das geht oft mit der Abwertung von *Out-groups* einher, insbesondere wenn die Gruppenzugehörigkeit als bedroht wahrgenommen wird. Ein Gegenmittel gegen schädliche Identitätspolitik wäre also – und das versuchen ja auch Demokratien, Bildungsinstitutionen und Teile der Politik – Menschen ein positives Selbstbild zu vermitteln, erfahrbar zu machen, dass sie eine Würde haben, dass sie ein selbstbestimmtes Individuum sind.

Anastas Odermatt: Das scheint mir ganz wichtig zu sein. Nämlich, dass ein positives Selbstbild, das jemand aus sich selbst heraus entwickelt zu weniger Abhängigkeiten von kollektiven Gruppenidentitäten als Abgrenzungsressource führt. Menschen mit einem positivem Selbstbild wären dann auch potenziell weniger anfällig für identitätspolitische Argumente.

Antonius Liedhegener: Identitätspolitische Strategien und Denkweisen, wie wir sie etwa in politischen Bewegungen mit völkisch-nationalistischem Hintergrund beobachten können, zielen ja auf Gruppenzugehörigkeitsargumente. Eine der europaweit agierenden Gruppe heißt beispielsweise nicht zufällig „Identitäre Bewegung“. Könnte eine kulturwissenschaftliche Perspektive nicht eine Hilfe sein, eine plurale – oder wie Du, David, es genannt hast – schwache Identitätspolitik zu konturieren und zu fördern. Oder ist das vielleicht nicht die Aufgabe von Wissenschaft?

David Atwood: Eine schöne Frage! Vermutlich hat die Wissenschaft die Aufgabe, analytisch auf die verschiedenen Möglichkeiten im Identitätstheater hinzuweisen und zu zeigen, wo die Grundwerte der Wissenschaft selbst tangiert werden, was ja heute im leider häufig falsch oder zu schnell vorgebrachten Vorwurf der ‘Cancel Culture’ anklingt. Insofern würde ich Dir zustimmen, dass Wissenschaft insofern Teil dieser liberalen Identitätspolitik ist, als sie denkerisch Möglichkeiten bereitstellen muss, ohne allerdings in eine Kathederprophezie zu verfallen.

Anastas Odermatt: Um dies anzugehen, könnte man gemeinsam schauen, was für Ressourcen zu einem positiven Selbstbild führen könnten, einerseits aus einer sozialwissenschaftlichen, andererseits aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive. Und eigentlich sollten wir dann vielleicht noch eine Psychologin und einen Psychoanalytiker an den Tisch holen.

David Atwood: Je mehr Mitdiskutierende, desto weniger blinde Flecken! Gerade wenn man auf die gesellschaftlichen Wirklichkeiten und ihre Veränderung abhebt, ist neben den verschiedenen Wissenschaftskulturen auch die Einbindung von Stakeholdern nicht zu vergessen. Im religiösen

Feld wäre so zu untersuchen und zu diskutieren, wie in der Schweiz das Miteinander verschiedener religiöser Gruppen untereinander sowie innerhalb dieser Gemeinschaften funktioniert. Welche internen und externen Abgrenzungen und Anschlüsse gibt es und welche Ressourcen für den gesellschaftlichen Zusammenhalt lassen sich daraus ableiten? Das ist keine rein akademische Frage und wäre zudem auch Pionierarbeit.

Antonius Liedhegener: In einer solchen Transdisziplinarität steckt wohl ein echtes Potential. Es scheint, als brauchten wir dafür aber noch einiges an weiterer Vorarbeit, gerade auch wenn man die beteiligten Forschungsfelder mit einer gewissen Distanz betrachtet. Die bisherigen Kontakte und Anknüpfungspunkte sind doch eher noch spärlich. Unser Gespräch zeigt aber, dass dies sinnvoll und möglich ist. Generell wird Inter- und Transdisziplinarität vielfach gefordert und beschworen. Soziale Identitäten und Identitätspolitik sind Untersuchungsgegenstände, die sich aufdrängen, aus verschiedenen Perspektiven und im Verbund verschiedener Disziplinen und Forschungstraditionen untersucht zu werden.

